

## Edith Kürpick

Sr. Edith Kürpick, geboren 1967, studierte Theologie in Bonn und Toulouse. 1994 trat sie in die Fraternités Monastiques de Jérusalem in Paris ein. Von 2004 - 2009 war sie Priorin der Schwesternfraternität in Vézelay/Burgund; heute ist sie verantwortlich für die Monastische Gemeinschaft der Schwestern von Jerusalem, die seit 2009 in der Kirche Groß St. Martin in der Kölner Altstadt angesiedelt ist.



Edith Kürpick

## Gesammelt, gespannt und ausgespannt

Gemeinsames und einsames Beten zwischen Wort und Schweigen

Was machst du, fragt gott  
Herr, sag ich, es  
regnet, was  
soll man tun  
Und seine antwort wächst  
grün durch alle fenster<sup>1</sup>

Vor zwanzig Jahren habe ich dieses Gedicht von Reiner Kunze einmal auf ein Stück Papier gekritzelt. Es gehört zu den wenigen Dingen, die ich bei meinem Klostereintritt in den Koffer gestopft und mitgenommen hatte. Sicherlich geschah dies aus dem heimlichen Anfangsverdacht heraus, auch ein monastisches Leben inmitten der Stadt würde früher oder später schon seine grauen Regentage kennen. Heute weiß

ich: ja, diese Regentage gibt es, aber sie sind nicht einfach ein Grauschleier, der sich über alles legt. Der Regen – in seiner gleichförmigen Alltäglichkeit, in seiner unaufgeregten Regelmäßigkeit – benetzt und durchdringt alles und lässt geduldig, langsam, leise neues Grün durch alle Fenster wachsen. Ähnlich ist es auch mit dem gemeinsamen Gebet. Öffnen wir einen Spalt weit drei von diesen Fenstern.

### Das Fenster hin zum persönlichen Beten

Kein Zweifel: das gemeinschaftliche, liturgische Gebet nährt das persönliche Beten, setzt es aber vor allem voraus. Wie könnte eine Gemeinschaft dem Verdacht entgehen, sich zu reiner Äs-

thetik oder schöngestiger Darbietung zu versammeln, wenn nicht jedes ihrer Mitglieder eine ganz persönliche Christusfreundschaft leben würde? Im gemeinsamen Chorgebet mag die Schwester, der Bruder ersetzbar sein – in dieser Freundschaft aber, in ihrem intimen, persönlichen Beten sind sie es nicht.

Es wäre sinnlos, beides gegeneinander auszuspielen. Warum sollten wir heute zu trennen versuchen, was Gott durch seine Kirche in jahrhundertalter Gebetstradition verbunden hat? Und doch sind auch wir hinreichend Kinder unserer Zeit, um zu spüren, wie wenig dies heute doch selbstverständlich ist.

„Unterm Strich zähl ich“, lautet der Werbeslogan eines bekannten Finanzinstituts und bringt eine Mentalität zum krassen Ausdruck, die längst schon im geistlichen Suchen und Leben Eingang gefunden hat. Individualität, Subjektivität ist angesagt. Geistliche Selbstbestimmung. Erfahrung to go, hier und jetzt, sofort oder gar nicht.

Das Paradoxe: Mönche haben in der Tat immer schon unter dem Anspruch gestanden, den gegenwärtigen Augenblick ganz zu leben, sich dort in Gottes Gegenwart zu sammeln, dort bei sich und so bei Ihm zu sein. „Bei sich selbst wohnen“ (habitare secum) nennt Gregor der Große dies im Blick auf den Hl. Benedikt. Und auch unser Lebensbuch weiß: „Dieses Dasein vor Gott führt dahin, auch wirklich bei sich selbst zu sein, denn der Mensch, in dem Gott wohnt, ist auch zugleich von sich selbst bewohnt. Das Gebet und die Stille laden den Mönch ein, in sein tiefstes Innerstes einzutreten; hier aber begegnet er zugleich sich selbst und Gott ... er ist kein verschlossener, sondern ein bewohnter Mensch.“<sup>2</sup>

Spannend, mehr noch: wahr und tragfähig wird dies aber letztlich nur, wenn es sich immer wieder mit der Gemeinschaft und ihrer Liturgie konfrontieren lässt. Als manchmal wohl anstrengendes, aber notwendiges Korrektiv. Vielleicht auch als heimlicher Gradmesser der Demut, d.h. des Mutes, dem Größeren zu dienen. Auf jeden Fall als Bedingung der Möglichkeit, über sich selbst und die eigene Herzensenge hinauszuwachsen.

## Autoreninfo

Kontaktdaten zum Autor finden Sie in der Druckausgabe

Äußerlich betrachtet scheint das gemeinsame Stundengebet dem persönlich gestalteten Gebetsleben diametral entgegengustehen: Zeit und Ort, Rahmen und Ablauf, Gesänge, Lesungen und Pausen, ja, sogar die jeweiligen Körperhaltungen sind klar vorgegeben. Ich suche mir nicht aus, neben wem und mit wem ich bete. Ob ich in spiritueller Hochform bin und meine Freude am liebsten wie Vögel an den Himmel werfen würde oder ob ich mich, wie es der Psalmist wörtlich so herrlich ausdrückt, gerade wie ein Flusspferd vor dem Herrn fühle (Ps 73,22): die Vesper ist um 18.00 Uhr.

So sehr ich ganz und gar, wie ich nun einmal bin, da sein darf und meinen Platz habe, so sehr sprengt das gemeinsame Beten und Singen den eigenen kleinen Radius auf, reißt uns hinein in

die viel größeren Dimensionen der ganzen Heilsgeschichte, reiht uns ein in die lange Kette der Beter, die uns vorausgegangen sind und derer, die noch nach uns beten werden, befreit unsere Liebe von der Begrenztheit des Augenblicks und lässt uns eine neue Weite atmen.

Wird das Stundengebet, wie es in unseren Gemeinschaften von Jerusalem der Fall ist, in Polyphonie gesungen, stellt dies die Einzelnen noch einmal vor eine besondere Herausforderung. Neben dem Bemühen, aufeinander zu hören und einander im Wechselgesang zu antworten, ist hier auch die Bereitschaft vonnöten, sich in eine Harmonie einzufügen. Das kann gelegentlich durchaus kosten, vor allem dann, wenn Spannungen aufgetreten sind und das Miteinander nicht ganz leicht gemacht haben. So wird das gemeinschaftliche Beten manchmal wie zu einem „Stachel im Fleisch“, der uns täglich daran hindert, zu früh stehenzubleiben – nicht, um Schwierigkeiten zuzukleistern und eine heile, eben „harmonische“ Welt zu suggerieren, die es auf Erden ja doch nicht gibt, sondern um uns permanent zu einer Art qualitativem Sprung zu ermutigen: die Herzen zu erheben (*sursum corda*), von unserer Himmels Hoffnung Zeugnis zu geben und, worauf sich die Ostkirche so wunderbar versteht, wie eine Ikone auf die Liturgie des Himmels zu verweisen.

Dies aber niemals nur für uns, sondern immer auch mit denen, die mit uns beten und in Stellvertretung für die Vielen, die Gott suchen oder nicht, die zu ihm beten oder nicht. Oft verborgen, aber dadurch nicht weniger wahr, drängt sich die ganze Stadt vor den Türen (Mk 1,33) der Kirchen und Klöster, in denen Menschen die Hände der

Fürbitte und des Lobpreises<sup>3</sup> erheben. Uns Schwestern und Brüder, die wir halbtags zur Arbeit in die Stadt gehen und unser Gebet in die Stadt hineintragen sowie unser Gebet der Stadt öffnen<sup>4</sup>, begleiten diese ungezählten Gesichter, manchmal auch ihre Lebensgeschichten, bis hinein in den Gesang unseres Betens, fragen uns an und fragen durch uns Gott an.

Vielleicht sind sie es letztlich, die uns zu liturgischen Menschen machen, denn die uralten Worte der Psalmen und Kirchenväter, die unsere Stimmen und Herzen durchqueren, bilden auch ihr Leben, Leiden und Hoffen ab. So wird unser gemeinsames Stehen vor Gott wie zu einer Monstranz, die diese Menschheit Ihm täglich aussetzt; so werden die Hände unseres Betens wie zu einer Patene, die diese Menschheit Gott darbringt und vertrauend überlässt und, „an der Schwelle zur Nacht, zu Beginn der Nachtwachen, alles zur großen Danksagung, zur Eucharistie werden lässt“<sup>5</sup>.

## Das Fenster hin zur lectio divina

Die anvertraute Botschaft ist ungemein froh, so frohmachend, dass sie gefeiert werden muss. Das aber ist nur in Gemeinschaft möglich. So klein oder arm diese auch sein mag, immer kommt die Verschiedenheit der Einzelnen, ihrer Stimmen, ihrer Gnadengaben, zum einen Lobpreis, zur einen Verkündigung zusammen. Ähnlich die vier Evangelisten, die in unterschiedlichen Farben die eine Frohe Botschaft von Jesus dem Christus besingen. Es ist gut, sich hin und wieder daran zu erinnern, dass dieses tägliche kleine Wunder kaum unser

eigenes Werk sein kann. Der Heilige Geist ist es, der in und durch uns wirkt; er, „dessen geheime Freude es immer sein wird, Gemeinschaft zu stiften und die Ähnlichkeit wiederherzustellen, indem er mit den Unterschieden spielt“<sup>6</sup>. In die unablässig fließende, zerrinnende Zeit unseres gemeinsamen Lebens und Betens (chronos) bricht die unerhörte, gnadenhafte Neuheit (kairos) des Wortes Gottes ein, und will gefeiert und verkündet werden als das, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist: das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1Kor 2,9). In die Buchstaben der Heiligen Schrift eingefasst, kommt im liturgischen Beten das Wort in den Worten zum Vorschein; ja, „die Liturgie ist der bevorzugte Ort, an dem die Schrift zum Wort wird“<sup>7</sup>. Niemand kann sich das Wort des Lebens selber sagen; es wird jeden Tag neu über uns ausgesprochen, wir empfangen es gemeinsam, wir hören es nicht nur als Einzelne, sondern auch mit einem Herzen und einer Seele, wie es uns schon am frühen Morgen zugerufen wird: „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet nicht euer Herz...“ (Ps 95,7f.). Wir lassen uns von diesem Wort zugleich tragen und stören, formen und in Frage stellen. So bedarf es immer wieder unserer Einwilligung, gemeinsam unseren Weg unter diesem Wort zu gehen: an manchen Tagen, so mag es uns erscheinen, vielleicht ein bisschen wie Jakob im langsamen Schritt der Herde und im Schritt der Kinder (Gen 33,14), zu anderen Stunden vielleicht eher im Laufschrift der Geliebten des Hohenliedes, die die Stadt durchstreift auf der Suche nach dem, den ihre Seele liebt (Hld 3,2). Wie schnell oder lang-

sam unser Rhythmus, wie großartig entfaltet oder ärmlich gekleidet unsere Feier des Wortes schließlich aussehen mag – auch hier wird uns gesagt: Bereitet ihm die Wege! Dies aber geschieht nicht zuletzt in der persönlichen lectio divina.

„Bewahre dir um jeden Preis die so kostbare Zeit der lectio divina“<sup>8</sup>, sagt unser Lebensbuch und weiß sowohl um deren lebenswichtige Bedeutung als auch um die ständige Gefahr der Zerstreung, die gerne versucht ist, andere Prioritäten zu setzen und das Dringliche mit dem Wesentlichen zu verwechseln. So sehr uns die gemeinsame Stundenliturgie in das Wort Gottes hineinnimmt und uns unmerklich davon durchtränkt, so wenig ersetzt sie das einsame, schweigende, liebende Umsonst, in dem uns der Geist, den wir anrufen, durch das Wort das Herz eines Jüngers formen will. Was wir liturgisch feiern, soll auf diese Weise immer tiefer und immer mehr zu unserem eigenen Atemzug werden. Mehr noch als in dem tragenden Rahmen des Stundengebets sind wir hier in die Verantwortung genommen, Christus, den Herrn, in unserem Herzen heilig zu halten (1 Petr 3,15), das Wort Gottes, wie es die Advents liturgie von Maria sagt, „unter dem Herzen zu tragen“ und in ständiger Gleichzeitigkeit mit ihm zu bleiben.

„Das Wort Gottes trägt man nicht in einem Köfferchen bis ans Ende der Welt: man trägt es in sich, man nimmt es in sich mit auf die Reise. Man verstaubt es nicht in einem Winkel seiner selbst, in seinem Gedächtnis, aufgeräumt wie im Regal eines Schrankes. Man lässt es sinken bis auf den Grund seiner selbst, bis zu dem Dreh- und Angelpunkt, um dem unser ganzes Selbst sich dreht. (...)

Der Drang des lebendigen Wortes geht dahin, Fleisch zu werden, Fleisch zu werden in uns<sup>9</sup>.

Das aber braucht Zeit. So ermöglicht die lectio divina, im Unterschied zum gemeinsamen Gebet, das Innehalten und Verweilen. Sie drängt uns, die Sandalen von unseren Füßen zu ziehen – in der Ahnung, dass der Boden, auf dem wir stehen, heiliger Boden ist (vgl. Ex 3,5). Sie mutet uns die radikalste Form von Klausur zu, die in der Heiligen Schrift bezeugt ist: in Jesu Wort zu BLEIBEN (Joh 8, 31).

Dieses empfangene und durchbetete Wort aber liefert sich aus und entzieht sich zugleich unserem Zugriff. Es ist uns geschenkt und widersteht uns dessen ungeachtet. Es ist kristallklar und dennoch verborgen und lässt sich nur tastend suchen. Es ist ganz nah und doch so unbegreiflich anders. Es ist sicherer Fels und wirft uns immer wieder aus der gewohnten Bahn. „Die Worte der menschlichen Bücher werden verstanden und geistig erwogen. Die Worte des Evangeliums werden erlitten und ausgehalten“<sup>10</sup>. Sie sind geschrieben mit Buchstaben aus Liebe, Blut und Feuer. Wie Nathanael unter seinem Feigenbaum wissen wir uns von ihnen angeschaut. Da ist Einer, der zu uns spricht: Du bist aus einer Verheißung geboren – „Ich habe dich gesehen.“ Du gehst einer Verheißung entgegen – „Du wirst mich sehen.“ So öffnet uns die lectio divina ein drittes Fenster:

### Das Fenster hin zur Kontemplation

Anders als das Beobachtet-Werden ist das Angeschaut-Sein in der Heiligen Schrift eine der beglückendsten Erfah-

rungen, die Menschen machen können. Schon auf den ersten Seiten der Bibel ist es eine Frau in sehr großer Not, die Magd Hagar, die den Allerhöchsten mit einem seiner schönsten Namen anruft: „Du bist El-Roi – der Gott, der nach mir schaut“ (Gen 16,13). Der Blick, den Gott auf uns richtet, setzt immer ins Leben, schenkt Leben. „Nichts anderes ist dein Sehen als Lebendigmachen ... Ich bin, weil du mich anschaust“, betete Nikolaus von Kues<sup>11</sup>. Gott ist der erste Kontemplative.

Die Liebe sehnt sich danach, zu schauen. Und das ist uns ja auch tatsächlich versprochen: „Wir werden ihn sehen, wie er ist“ (1 Joh 3,2)! Jetzt aber, in der Zwischenzeit, sagt Paulus, „gehen wir unseren Weg als Glaubende, nicht als Schauende“ (2 Kor 5,7). Genährt und getragen, zum Ausdruck gebracht und gefeiert wird dieser Glaube in der gemeinsamen Liturgie oder in der einsamen lectio divina. Im stillen, kontemplativen Gebet aber setzen wir uns einfach dem liebenden Blick Gottes aus, setzen uns Christus, dem „inwendigen Lehrer“ (Augustinus) aus, der in uns lebt und betet. „Dein Schweigen öffnet dein inneres Ohr für das ewige Wort, und vom Grund deines Herzens wird eine Stimme emporsteigen, die leise ruft: Komm zum Vater! So nimmt dich die Stille in das Geheimnis Gottes hinein, und dein Herz weitet sich in der Freude seiner Gegenwart und dem Geschenk der Anbetung“<sup>12</sup>.

In unseren Gemeinschaften geht der gemeinsamen Liturgie morgens eine Stunde und abends mindestens eine halbe Stunde stilles Gebet voraus. Dies haben wir nicht neu erfunden, vielmehr aus der monastischen Tradition des Karmel übernommen. Als Mönche, Brü-

der und Schwestern in der Stadt, ist für uns diese gemeinsame Zeit des Schweigens lebensnotwendig. Sie durchdringt die anschließend gefeierte Liturgie. Sie ist der tragende Grund unseres Gemeinschaftslebens. Sie prägt auch den Weg zur Arbeit, die Arbeit selbst, die Begegnungen am Tag. Dennoch bleibt sie selbst aber völlig gratis: einfach verschenkt, hingegeben, scheinbar ohne Daseinsberechtigung. Denn „hier begegnest du dem Unverfügbaren, dem Unsichtbaren, oft auch Unmerklichen, dem Unbegreiflichen, Unausprechlichen, Unerwarteten. Auch für dich wird es nicht leicht sein, einen Gott zu lieben, dessen Angesicht du nie gesehen hast (...) Dein Gebet wird dich erkennen lassen, dass Gott immer der Ganz-Andere sein wird und du selbst radikal hinter ihm zurückbleibst“<sup>13</sup>.

Darum können wir uns auf dieses Abenteuer auch nur geistes-gegenwärtig einlassen. Bevor die Stille beginnt, rufen wir daher den Heiligen Geist auf uns alle und auf die Stadt herab. Mehr noch als im gefeierten Wort lassen wir uns auf ihn hin los. Nur im Heiligen Geist können wir durch unser Leben und unser Gebet, wie es unser Auftrag ist, wachrufende Wachende auf den Mauern der Stadt sein. Nur durch ihn können wir, wohin wir auch gesandt werden, wohin wir auch gehen, immer in Gott gehen<sup>14</sup>. Und nur wenn wir seiner Nähe nah bleiben, bekommen Lobpreis und Fürbitte Stimme und Herz, verwandelt sich uns das durchbetete Wort in Licht und Leben.

So ist am Ende die Kontemplation vielleicht nicht so sehr die letzte und erhabenste Stufe aller monastischen Gebetsweisen, sondern vielmehr die Grundhaltung, der Grundvollzug all

unseren Betens. Ein bisschen wie der Frühlingsregen, der alles benetzt, durchdringt und mit Leben tränkt. Und der schon heute, so wunderbar unaufhaltsam, Gottes Antwort grün durch alle möglichen Fenster wachsen lässt. Auch durch die unseres Klosters in der Stadt.

.....

- 1 R. Kunze, Zuflucht noch hinter der Zuflucht (für Peter Huchel): Zimmerlautstärke. Gedichte. Frankfurt a. M. 1977, 62.
- 2 Im Herzen der Städte. Lebensbuch der Monastischen Gemeinschaften von Jerusalem. Freiburg u.a. 2000, Nr. 55.
- 3 Lebensbuch Nr. 130.
- 4 Vgl. ebd., Nr. 14.
- 5 Ebd., Nr. 20.
- 6 P. Christian de Chergé, Testament: I. Baumer, Die Mönche von Tibhirine. München u. a. 2011, 101.
- 7 E. Bianchi, Gott im Wort. Die geistliche Schriftlesung. Eichstätt 1997, 31.
- 8 Lebensbuch Nr. 47.
- 9 M. Delbrêl, Wir Nachbarn der Kommunisten. Einsiedeln 1975, 56.
- 10 M. Delbrêl, Gott einen Ort sichern. Texte – Gedichte – Gebete, Hg. von A. Schleiner. Kevelaer 2007, 42.
- 11 Nikolaus von Kues, Über die Schau Gottes, 5, 8.
- 12 Lebensbuch Nr. 31.
- 13 Ebd. Nr. 15.
- 14 Vgl. Gregor der Große, Homilie 34, 13, zitiert nach: Benedikt XVI., Predigt vom 29. Juni 2005.